



**EXAMENS D'ADMISSION
1997**

DEUXIÈME EXAMEN ÉCRIT: RÉSUMÉ

1. Faites un **RESUME EN ALLEMAND** du texte ci-joint. Evitez de reprendre trop souvent les mêmes termes que l'auteur du texte.

Longueur maximum conseillée: deux pages manuscrites.

Cet examen consiste en un travail objectif de langue et ne requiert aucun commentaire de votre part.

2. Répondez brièvement aux **QUESTIONS** posées.

**La Faculté fournit les dictionnaires.
Vous n'êtes pas autorisé(e) à apporter votre dictionnaire personnel à l'examen.**

RESUME D'ALLEMAND

NOTES EXPLICATIVES

- a) Erich Honecker: Ehemaliger Präsident der DDR
- b) "Kulak": wohlhabender Grundbesitzer
- c) Pionierskaja Uliza: Pionierstrasse

QUESTIONS

1. Wie erklärt sich der Name "Magnitogorsk"?
2. Welche Widersprüche im Sowjetstaat hebt der Text hervor?
3. Erläutern Sie den Gebrauch der Begriffe "Idylle" und "Symbol".
4. Wieso ist Magnitogorsk nur eine "Schwundstufe der ursprünglichen sozialistischen Utopie"?

Sowjetische Geschichte

Die Stadt Magnitogorsk

VON MANFRED HETTLING

Die Sowjetunion gibt es nicht mehr. Dennoch kann man noch dorthin reisen. Wer einen Eindruck gewinnen möchte, wie das Leben in der Sowjetunion in den sechziger und siebziger Jahren ausgesehen haben mag, der mache sich auf den Weg nach Magnitogorsk. Hier wurde seit 1930 im Nichts der Steppe des Südsural ein Modell der sozialistischen Zukunft errichtet. Magnetstadt, der Name steht für das hier abgebaute Eisenerz. Aber er bezeichnet auch die Hoffnungen, die von den Planern auf diese Stadt gerichtet worden waren. Sowohl die industriellen Aufbauleistungen des Sozialismus als auch die Versprechungen einer humanen und gerechten Stadt für alle Bewohner sollten hier Realität werden, sollten, wie ein Magnet, die Menschen zum Sozialismus führen.

Wer heute nach Magnitogorsk fliegt, die Moskauer Hektik hinter sich läßt und nach zwei Stunden in der Steppe landet, ist zuerst einmal verwundert. In der Abenddämmerung, im letzten Schimmer der Farben fühlt man sich in eine Idylle versetzt. Statt des erwarteten Verkehrs trifft man auf Verschlafenheit. Die wenigen offiziellen Taxifahrer lassen einen unbeachtet vorübergehen. Zurückhaltend, fast schüchtern wird man von jemandem angesprochen, der einen nach Aushandlung des Preises mit seinem Privatwagen in die Stadt fährt. Im Scheinwerferlicht des Autos huschen die Konturen von Kühlen vorbei, die neben der Straße weiden.

Magnitogorsk ist ein Symbol. Wie kaum eine andere Stadt im Land verkörpert sie die Geschichte der Sowjetunion, präsentiert sie diese Geschichte in ihrem Erscheinungsbild. 1929 wurde von der Parteiführung der Bau des Stahlwerks beschlossen. Mitten in der Steppe, ohne

jegliche menschliche Ansiedlung in der Nähe, begann man mit dem Bau der Industrieanlagen, die Stadt mit den Wohnungen und einer Infrastruktur entstand gewissermaßen als Nebensache. Aus dem Nichts sollte die Zukunft entstehen, das war der sozialistische Traum. In Magnitogorsk konzentrierten sich für diesen Zweck Freiwillige aus der Sowjetunion und aus vielen westlichen Ländern ebenso wie ausländische Ingenieure und Spezialisten. Auch Erich Honecker war im Sommer 1931 zu einem mehrwöchigen Arbeitseinsatz in Magnitogorsk. Mehr als vier Jahrzehnte später besuchte er die Stadt erneut und schweifte anschließend in einem Brief, der im Museum des Metallkombinats aufbewahrt wird, in gestelzten Phrasen von dieser Zeit. In seiner Autobiographie hebt er die seit diesen Anfängen entstandenen »komfortablen Wohnhäuser« und »zweckmäßigen Gesellschaftsbauten« hervor. Was Honecker noch als Errungenschaft preist, war aber nur eine Schwundstufe der ursprünglichen sozialistischen Utopie, die den Planern von Magnitogorsk vorschwebte. »Sozgorod«, die sozialistische Stadt, das sollte hier entstehen. Eine Stadt als Symbol für das neue Zeitalter, wie die Sowjetunion als Staat das Neue repräsentierte. Für diesen Zweck holte man Architekten wie Ernst May, der durch seine Arbeiteriedlungen in Frankfurt international bekannt geworden war. Hier sollte er die moderne Stadt der Zukunft planen.

Magnitogorsk entstand aber nicht nur aus dem Enthusiasmus der Freiwilligen. Parallel dazu gab es Zwangsarbeit und Lager für Sträflinge und »entkulturierte« Bauern, wie man sie euphemistisch nannte. Die Mittel waren vielfältig, mit denen man die Menschen aus den Dör-

fern in die Stadt lockte oder trieb. Enthusiasmus und Terror, das waren die zwei Extrempositionen, aus denen die Sowjetunion entstand. Wie in Magnitogorsk waren sie oft untrennbar ineinander verstrickt, sie schlossen sich nicht aus.

Die Zeit bis in die späten fünfziger Jahre war bestimmt von einem krassem Nebeneinander. Auf der einen Seite das Kombinat und der Stahl. Während des Krieges wurde Magnitogorsk zur größten Stahlfabrik der Welt, fast die Hälfte des Materials für die sowjetischen Waffen in Zweiten Weltkrieg wurde hier erzeugt. Selbst die Schornsteine und Grabsteine sind in dieser Stadt meist aus Metall. Zugleich aber war diese moderne Produktionsstätte erbaut worden von weitgehend ländlichen Arbeitern, lebten viele Bewohner der Stadt noch lange in fast dörflichen Verhältnissen. Sie kamen in Bastisshuhen, hielten sich ihr Schwein oder ihre Hühner, lebten archaisch, wie sie es vom Land gewohnt waren. Dieser Gegensatz von Rückständigkeit und Zukunftserwartung machte viel der inneren Dynamik der frühen Sowjetunion aus. Die Leute in Magnitogorsk hausten oft noch lange Zeit in Baracken oder gar in Zelten. Aber sie hatten ihr Ziel vor Augen: die gemauerten Häuser in Sozgorod, entlang der Pionierskaja Ulica, mit viel Grün, mit Brunnen zwischen den Wohnanlagen, als Gartensstadt im italienischen Stil errichtet. Oder im Kinotheater »Magnit«, bis vor wenigen Jahren in Betrieb. Es war nicht nur ein Kino, sondern ebenso Café, Tanzlokal, Versammlungsort, Kulturzentrum. Nur wenige hundert Meter neben dem Haupteingang der Fabrik errichtet, mit griechischen Säulen am Frontportal – wer wäre nicht begeistert gewesen ob dieser real erfahrbaren sozialistischen Zukunft.

Ebenso symbolisiert Magnitogorsk aber auch die Vernachlässigung der Realität. Der Sozialismus ging immer davon aus, daß Begeisterung Berge versetzen könne. Hier gelang das buchstäblich – der Berg aus Eisenerz wurde abgetragen, wurde im Stahlwerk verarbeitet. Zurück blieb eine riesige Grube, die heute all-

mählich mit Schlacke und Verarbeitungsresten wieder zugeschüttet wird. Belegen konnte der Enthusiasmus viel, doch in den dreißiger Jahren begann auch die Zeit, als die Wirklichkeit dem Plan untergeordnet wurde. Mühsam erkämpfte sich die Stadt ihre Existenz, in den ersten Jahren flossen fast alle Mittel nur in die Errichtung der Produktionsanlagen. Erst seit einigen Jahren, seit der Zeit der Perestroika, wird die Stadt wirklich unabhängig. Produktionsinteresse der Fabrik und Lebensinteresse der Bewohner können nun erstmals gleichberechtigt formuliert werden, müssen sich gemeinsam arrangieren.

In der Stadt ist die Entwicklung des Landes wie in einem Zeitraffer konzentriert. Unbeeinträchtigt durch Relikte, Überreste und Traditionen aus der zaristischen Zeit ist die Geschichte im Stadtbild klar zu erkennen. Wie Jahresringe bei einem Baum werden die verschiedenen Stile der Architektur und die verschiedenen Baukonzeptionen nebeneinander sichtbar.

Die Fabrik ist das Herz der Stadt. Ein immer weiter wachsender und wuchernder Kern. Auf dem linken Ufer des Flusses erstreckt sich eine lange Silhouette von Schornsteinen, mit Feuer, mit weißem, schwarzem, gelbem, rotem Rauch. Durzude von Quadratkilometern an Fläche hat das Werk verschlungen. Ursprünglich standen die Siedlungen, nur durch einen schmalen Gürtel getrennt, direkt daneben. Angesichts der geringen Transportkapazitäten wäre in den dreißiger Jahren eine andere Lösung auch kaum möglich gewesen. Sozgorod, die ersten gemauerten Anwesen, wurden dann auf einem kleinen Hügel, etwas weiter entfernt, gebaut. Es sind dreistöckige Wohnblocks mit großen Fenstern, Balkonen, viel Grün, mit Brunnen dazwischen. Heute werden sie von der Stadt renoviert und im alten äußeren Zustand erhalten. Auch die Stadt der Zukunft ist um Traditionspflege bemüht. Vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs Magnitogorsk dann rasch. Der Krieg hatte die Produktion in

Questions concernant le texte du résumé allemand (*Magnitogorsk*)

- 1) Wie erklärt sich der Name "Magnitogorsk"?
- 2) Welche Widersprüche im Sowjetstaat hebt der Text hervor?
- 3) Erläutern Sie den Gebrauch der Begriffe "Idylle" und "Symbol".
- 4) Wieso ist Magnitogorsk nur eine "Schwundstufe der ursprünglichen sozialistischen Utopie"?



UNIVERSITÉ DE GENÈVE

FACULTÉ DES LETTRES

EXAMENS D'ADMISSION

2001

DEUXIÈME EXAMEN ÉCRIT: RÉSUMÉ

Extrait de Franz Kafka, *Ein Landarzt* (1918)

1. Faites un RESUME EN ALLEMAND du texte ci-joint.

Évitez de reprendre trop souvent les mêmes termes que l'auteur du texte. N'utilisez pas la première personne (« je »), mais utilisez la troisième personne (« il »).

Longueur maximum conseillée: une page 1/2.

Cet examen consiste en un travail objectif de langue et ne requiert aucun commentaire de votre part.

2. Répondez en quelques phrases aux QUESTIONS posées.

- 2.1. Zu Zeile 1-57 : Wie kommt es, dass der Landarzt das Dienstmädchen Rosa nicht vor dem fremden Knecht schützt ?
- 2.2. Zu Zeile 57-144 : Wie wirkt das Verhalten des Arztes auf Sie ?
- 2.3. Zum Auszug als ganzem : An welchen Stellen erinnert der Text an einen Traum ?

La Faculté fournit les dictionnaires.

Vous n'êtes pas autorisé(e) à apporter votre dictionnaire personnel à l'examen.

Ich war in großer Verlegenheit: eine dringende Reise stand mir bevor; ein Schwerkranker wartete auf mich in einem zehn Meilen entfernten Dorfe; starkes Schneegestöber füllte den weiten Raum zwischen mir und ihm; einen Wagen hatte ich, leicht, großrädrig, ganz wie er für unsere Landstraßen taugt; in den Pelz gepackt, die Instrumententasche in der Hand, stand ich reisefertig schon auf dem Hofe; aber das Pferd fehlte, das Pferd. Mein eigenes Pferd war in der letzten Nacht, infolge der Überanstrengung in diesem eisigen Winter, verendet; mein Dienstmädchen lief jetzt im Dorf umher, um ein Pferd geliehen zu bekommen; aber es war aussichtslos, ich wußte es, und immer mehr vom Schnee überhäuft, immer unbeweglicher werdend, stand ich zwecklos da. Am Tor erschien das Mädchen, allein, schwenkte die Laterne; natürlich, wer leiht jetzt sein Pferd her zu solcher Fahrt? Ich durchmaß noch einmal den Hof; ich fand keine Möglichkeit; zerstreut, gequält stieß ich mit dem Fuß an die brüchige Tür des schon seit Jahren unbenutzten Schweinestalles. Sie öffnete sich und klappte in den Angeln auf und zu. Wärme und Geruch wie von Pferden kam hervor. Eine trübe Stallaterne schwankte drin an einem Seil. Ein Mann, zusammengekauert in dem niedrigen Verschlag, zeigte sein offenes bläuliches Gesicht. »Soll ich anspannen?« fragte er, auf allen vieren hervorkriechend. Ich wußte nichts zu sagen und beugte mich nur, um zu sehen, was es noch in dem Stalle gab. Das Dienstmädchen stand neben mir. »Man weiß nicht, was für Dinge man im cigenen Hause vorrätig hat«, sagte es, und wir beide lachten. »Holla, Bruder, holla, Schwester!« rief der Pferde knecht, und zwei Pferde, mächtige flankenstarke Tiere, schoben sich hintereinander, die Beine eng am Leib, die wohlgeformten Köpfe wie Kamele sendend, nur durch die Kraft der Wendungen ihres Rumpfes aus dem Türloch, das sie restlos ausfüllten. Aber gleich standen sie aufrecht, hochbeinig, mit dicht ausdampfendem Körper. »Hilf ihm«, sagte ich, und das willige Mädchen eilte, dem Knecht das Geschirr des Wagens zu reichen. Doch kaum war es bei ihm, unfaßt es der Knecht und schlägt sein Gesicht an ihres. Es schreit auf und flüchtet sich zu mir; rot eingedrückt sind zwei Zahnreihen in des Mädchens Wangen. »Du Vieh«, schreie ich wütend, »willst du die Peitsche?«, besinne mich aber gleich, daß es ein Fremder ist; daß ich

nicht weiß, woher er kommt, und daß er mir freiwillig aushilft, wo alle andern versagen. Als wisse er von meinen Gedanken, nimmt er meine Drohung nicht übel, sondern wendet sich nur einmal, immer mit den Pferden beschäftigt, nach mir um. »Steigt ein«, sagt er dann, und tatsächlich: alles ist bereit. Mit so schönem Gespänn, das merke ich, bin ich noch nie gefahren, und ich steige fröhlich ein. »Kutschieren werde aber ich, du kennst nicht den Weg«, sage ich. »Gewiß«, sagt er, »ich fahre gar nicht mit, ich bleibe bei Rosa.« »Nein«, schreit Rosa und läuft im richtigen Vorgefühl der Unabwendbarkeit ihres Schicksals ins Haus; ich höre die Türkette klirren, die sie vorlegt; ich höre das Schloß einspringen; ich sehe, wie sie überdies im Flur und weiterjagend durch die Zimmer alle Lichter verlöscht, um sich unauffindbar zu machen. »Du fährst mit«, sage ich zu dem Knecht, »oder ich verzichte auf die Fahrt, so dringend sie auch ist. Es fällt mir nicht ein, dir für die Fahrt das Mädchen als Kaufpreis hinzugeben.« »Munter!« sagt er; klatscht in die Hände; der Wagen wird fortgerissen, wie Holz in die Strömung; noch höre ich, wie die Tür meines Hauses unter dem Ansturm des Knechts birst und splittert, dann sind mir Augen und Ohren von einem zu allen Sinnen gleichmäßig dringenden Sausen erfüllt. Aber auch das nur einen Augenblick, denn, als öffne sich unmittelbar vor meinem Hoftor der Hof meines Kranken, bin ich schon dort; ruhig stehen die Pferde; der Schneefall hat aufgehört; Mondlicht ringsum; die Eltern des Kranken eilen aus dem Haus; seine Schwester hinter ihnen; man hebt mich fast aus dem Wagen; den verwirrten Reden entnehme ich nichts; im Krankenzimmer ist die Luft kaum atembare; der vernachlässigte Herdofen raucht; ich werde das Fenster aufstoßen; zuerst aber will ich den Kranken sehen. Mager, ohne Fieber, nicht kalt, nicht warm, mit leeren Augen, ohne Hemd hebt sich der Junge unter dem Federbett, hängt sich an meinen Hals, flüstert mir ins Ohr: »Doktor, laß mich sterben.« Ich sehe mich um; niemand hat es gehört; die Eltern stehen stumm vorgebeugt und erwarten mein Urteil; die Schwester hat einen Stuhl für meine Handtasche gebracht. Ich öffne die Tasche und suche unter meinen Instrumenten; der Junge tastet immerfort aus dem Bett nach mir hin, um mich an seine Bitte zu erinnern; ich fasse eine Pinzette, prüfe sie im Kerzenlicht und lege sie wieder hin. »Ja, denke ich lästernd, in solchen Fällen helfen die Götter, schicken das fehlende Pferd, fügen der Eile wegen noch ein zwei-

tes hinzu, spenden zum Übermaß noch den Pferdeknecht – Jetzt erst fällt mir wieder Rosa ein; was tue ich, wie rette ich sie, wie ziehe ich sie unter diesem Pferdeknecht hervor, zehn Meilen von 80 ihr entfernt, unbeherrschbare Pferde vor meinem Wagen? Diese Pferde, die jetzt die Riemen irgendwie gelockert haben; die Fenster, ich weiß nicht wie, von außen aufstoßen? jedes durch ein Fenster den Kopf stecken und, unbeirrt durch den Aufschrei der Familie, den Kranken betrachten. Ich fahre gleich wieder zurück, 85 denke ich, als forderten mich die Pferde zur Reise auf, aber ich dulde es, daß die Schwester, die mich durch die Hitze betäubt glaubt, den Pelz mir abnimmt. Ein Glas Rum wird mir bereitgestellt, der Alte klopf mir auf die Schulter, die Hingabe seines Schatzes rechtfertigt diese Vertraulichkeit. Ich schüttele den Kopf; 90 in dem engen Denkkreis des Alten würde mir übel; nur aus diesem Grunde lehne ich es ab zu trinken. Die Mutter steht am Bett und lockt mich hin; ich folge und lege, während ein Pferd laut zur Zimmerdecke wiehert, den Kopf an die Brust des Jungen, der unter meinem nassen Bart erschauert. Es bestätigt sich, was ich weiß: 95 der Junge ist gesund, ein wenig schlecht durchblutet, von der sorgenden Mutter mit Kaffee durchtränkt, aber gesund und am besten mit einem Stoß aus dem Bett zu treiben. Ich bin kein Weltverbesserer und lasse ihn liegen. Ich bin vom Bezirk angestellt und tue meine Pflicht bis zum Rand, bis dorthin, wo es fast zu viel wird. Schlecht bezahlt, bin ich doch freigebig und hilfsbereit gegenüber den Armen. Noch für Rosa muß ich sorgen, dann mag 100 der Junge recht haben und auch ich will sterben. Was tue ich hier in diesem endlosen Winter! Mein Pferd ist verendet, und da ist niemand im Dorf, der mir seines leiht. Aus dem Schweinestall muß ich mein Gespann ziehen; wären es nicht zufällig Pferde, müßte ich mit Säuen fahren. So ist es. Und ich nicke der Familie zu. Sie wissen nichts davon, und wenn sie es wüßten, würden sie es nicht glauben. Rezepte schreiben ist leicht, aber im übrigen sich mit den Leuten verständigen, ist schwer. Nun, hier wäre also mein Besuch 105 zu Ende, man hat mich wieder einmal unnötig bemüht, daran bin ich gewöhnt, mit Hilfe meiner Nachglocke martert mich der ganze Bezirk, aber daß ich diesmal auch noch Rosa hingeben mußte, dieses schöne Mädchen, das jahrelang, von mir kaum beachtet, in meinem Hause lebte – dieses Opfer ist zu groß, und ich muß es 110 mir mit Spitzfindigkeiten aushilfsweise in meinem Kopf irgend-

wie zurechtlegen, um nicht auf diese Familie loszufahren, die mir ja beim besten Willen Rosa nicht zurückgeben kann. Als ich aber meine Handtasche schließe und nach meinem Pelz winke, die Familie beisammensteht, der Vater schnuppernd über dem Rumglas in seiner Hand, die Mutter, von mir wahrscheinlich enttäuscht – 120 ja, was erwartet denn das Volk? – tränenvoll in die Lippen beißend und die Schwester ein schwer blutiges Handtuch schwenkend, bin ich irgendwie bereit, unter Umständen zuzugeben, daß der Junge doch vielleicht krank ist. Ich gehe zu ihm, er lächelt mir entgegen, als bräute ich ihm etwa die allerstärkste Suppe – ach, jetzt wiehern 125 beide Pferde; der Lärm soll wohl, höherm Orts angeordnet, die Untersuchung erleichtern – und nun finde ich: ja, der Junge ist krank. In seiner rechten Seite, in der Hüftengegend hat sich eine handtellergroße Wunde aufgetan. Rosa, in vielen Schattierungen, 130 dunkel in der Tiefe, hellwerdend zu den Rändern, zartkömig, mit ungleichmäßig sich aufsammeodem Blut, offen wie ein Bergwerk oberags. So aus der Entfernung. In der Nähe zeigt sich noch eine Erschwerung. Wer kann das ansehen ohne leise zu pfeifen? Würmer, an Stärke und Länge meinem kleinen Finger gleich, rosig aus eigenem und außerdem blutbespritzt, winden sich, im Inneren 135 nem der Wunde festgehalten, mit weißen Köpfchen, mit vielen Beinchen ans Licht. Armer Junge, dir ist nicht zu helfen. Ich habe deine große Wunde aufgefunden; an dieser Blume in deiner Seite gehst du zugrunde. Die Familie ist glücklich, sie sieht mich in Tätigkeit; die Schwester sagt's der Mutter, die Mutter dem Vater, der 140 Vater einigen Gästen, die auf den Fußspitzen, mit ausgestreckten Armen balancierend, durch den Mondschein der offenen Tür hereinkommen. »Wirst du mich retten?« flüstert schluchzend der Junge, ganz geblendet durch das Leben in seiner Wunde. ~~So sind~~ 145 die Leute in meiner Gegend. Immer das Unmögliche vom Arzt verlangen. Den alten Glauben haben sie verloren, der Pfarrer sitzt zu Hause und zerupft die Maßgewänder, eines nach dem andern; aber der Arzt soll alles leisten mit seiner zarten chirurgischen Hand. Nun, wie es beliebt: ich habe mich nicht angeboten; verbraucht ihr mich zu heiligen Zwecken, lasse ich auch das mit mir 150 geschehen; was will ich Besseres, alter Landarzt, meines Dienstmädchens beraubt! Und sie kommen, die Familie und die Dorfältesten, und entkleiden mich; ein Schulchor mit dem Lehrer an der Spitze steht vor dem Haus und singt eine äußerst einfache Melodie auf den Text:

Thun Sie auch das Beste für die Gemeinde.



**UNIVERSITÉ
DE GENÈVE**

FACULTÉ DES LETTRES

EXAMENS D'ADMISSION

2011

DEUXIÈME EXAMEN ÉCRIT: RÉSUMÉ

Début de Friedrich Glauser: *Knarrende Schuhe* (1938)

1. Faites un RESUME EN ALLEMAND du texte ci-joint.

Évitez de reprendre trop souvent les mêmes termes que l'auteur du texte.

Longueur maximum conseillée: deux pages manuscrites.

Cet examen consiste en un travail objectif de langue et ne requiert aucun commentaire de votre part.

2. Répondez en quelques phrases aux QUESTIONS posées.

- 2.1. Was ist merkwürdig am Mann mit den knarrenden Schuhen ("aux souliers grinçants)?
- 2.2. Welche Wirkung hat die Krankheit auf Studers Zustand?
- 2.3. Woran zeigt es sich, dass Kommissar Studer Detektiv ist?

Note explicative

„Knarrende Schuhe“ ist eine Kriminalerzählung des Schweizer Schriftstellers Friedrich Glauser (1896-1938). Sie umfasst ca. 15 Seiten. Bei der Passage handelt es sich um den Anfang. Glauser schreibt die direkte Rede oft im Berner Dialekt.

Zeile 14 « Köbi » : *familiäre Form für Jakob*

Zeile 54 « Schlürf nid eso! » Mach nicht so viel Lärm beim Trinken!

Zeile 127 « Gof » *schweizerdeutsch, pejorativ für Kind*

La Faculté fournit les dictionnaires.

Vous n'êtes pas autorisé(e) à apporter votre dictionnaire personnel à l'examen.

Knarrende Schuhe

Damals, im Jahre 1919, mußte Jakob Studer, der seit anderthalb Jahren Kommissär der Stadtpolizei Bern war, eine neue Wohnung suchen, weil das Haus, in welchem er drei Zimmer mit Küche gehabt hatte, abgebrochen wurde. Nun ist das Umziehen stets eine unangenehme Sache, unangenehmer jedoch ist das Suchen, wenn man tagsüber wenig Zeit hat. So war eigentlich Frau Hedwig Studer daran schuld, daß das Ehepaar im Oktober zugelte und daß der Polizeikommissär nachher drei Wochen im Bette liegen mußte, weil er an einer Halsentzündung erkrankte. Man schleppt Möbel über die Stufen, stellt sie zuerst an diese, dann an jene Mauer, schwitzt, vergißt, einen Mantel anzuziehen, wenn es regnet... Endlich könnte man in den neuen Zimmern ausruhen, doch da macht das Schlucken Mühe, weil der Hals schmerzt, und rot läuft das Gesicht an, Schweßtropfen bilden sich auf der Stirn; die Frau sagt: «Köbi, du hast Fieber!» und sucht eine Viertelstunde lang den durch den Umzug verlegten Thermometer...

Achtunddreißig neun... Ein unbekannter Arzt kommt, weil der Doktor, den man, selten genug, gerufen hat, zufällig in den Ferien ist, und das ist langweilig; bis jetzt hat man eigentlich noch gar nicht richtig gewußt, was es heißt, krank zu sein. Die nackte Brust, der Rücken werden abgeklopft, man muß das Aspirin schlucken, das einem verschrieben worden ist, und das brennt im Magen; man darf nicht aufstehen und Frau Hedwig Studer telephoniert, der Kommissär sei schwer krank und könne die nächsten Tage nicht ins Bureau kommen. Im Bette liegend, mit schmerzenden Augen, hört man diese monotone Mitteilung und ärgert sich über sie; doch noch viel mehr ärgert man sich über die Farbe der Tapeten. Sie paßt nicht – vielmehr, sie widerspricht dem Geschmack, den man nun einmal besitzt. Außerdem ist das Haus geräuschvoll. Droben im dritten Stock spielt jemand Tonleitern, dann Erüden, dann eine Sonatine und schließlich einen Walzer, während in der Wohnung im Nebenhaus irgend jemand einen Nagel in die Mauer hämmert, die neben dem Bett aufragt, doch augenscheinlich ist der Nagel an einer falschen Stelle eingeschlagen

worden, denn man hört, wie er mit Hilfe einer Zange ausgerissen und zwei Zentimeter weiter rechts wieder eingehämmert wird...

Nun ist, Gott sei Dank, das Telefongespräch fertig, doch das Klavier musiziert weiter, und der Hammer pocht und pocht. Frau Hedwig betritt das Zimmer und versucht, keinen Lärm zu vollführen, doch sie kann die Tür nicht lautlos schließen, denn draußen brummt der Herbststurm durch die Straßen, darum fährt Zugwind in die Wohnung – und die Tür knallt zu. – Ob sie denn nicht aufpassen könne, fragt der Kranke im Bett. Frau Hedwig Studer ärgert sich und verzieht ihr Gesicht, denn sie hat aufgepaßt! Ist es ihre Schuld, wenn es in der neuen Wohnung zieht? – Sie könne nichts dafür! erklärt sie böse, läßt sich in einen Lehnstuhl fallen und beginnt zu lesen. Sie liest gerne Romane mit bunten Titelblättern, und an den Streitigkeiten, welche bisweilen die Ehe des Stadtkommissärs stören, sind diese Bücher schuld; sie sind nicht einmal gebunden, sondern nur broschiert.

«Du» sagt der Kranke im Bett, und seine Stimme ist heiser. «Ich hab Durst!» – Seufzer. Die Frau steht auf, verläßt das Zimmer (diesmal wird der Herbstwind besiegt) und kommt nach zehn Minuten mit Lindenblütenessenz zurück. – «Märci», sagt der Mann, füllt eine Tasse, rührt einen Löffel Zucker in die heiße Flüssigkeit und beginnt zu trinken. – «Schlurf nid eso!» meint die Frau, und der Mann brummt. Es ist drei Uhr nachmittags und das Töchterli noch in der Schule. – Nebenan hat das Hämmern aufgehört, droben im dritten Stock spielt das Klavier noch eine Zeitlang und schweigt dann. Der Kommissär an der Stadtpolizei möchte gerne lesen, eine Illustrierte, ein Buch, aber er hat keine Lust, seine Frau um irgend etwas zu bitten. Darum liegt er im Bett, die Hände gelahmt unter dem Kopf, seine Nase ist verstopft, und sein Hals schmerzt ihn.

Es ist nutzlos, genau zu berichten, in welcher Straße das Haus stand, in dem Jakob Studer damals eine Wohnung gemietet hatte. Es genügt zu berichten, daß es eine merkwürdige Straße war, denn man hatte freien Ausblick aus den Fenstern. Dafür war der Bahnhof ganz in der Nähe, die fünf Geleise, die auf der anderen Seite der Straße glänzten, bewiesen dies. Ganz in der Nähe erhob sich ein Stellwerk, ein Glashäuslein, kaum eine Hütte war es, getragen von Stahlpfosten, durch sie mit dem Boden verbunden, und in den Nächten erleuchtet. Wenn Studer später aufstand, weil er nicht schlafen konnte, sah er den Mann, der einen Hebel hob, einen andern hinunterstieß und dann wartete, bis der Schnellzug oder der Personenzug in den Bahnhof einfuhr und auf

75 den Schienen klapperte. In jenen Nächten, da es ihm besser ging, mußte sich Studer an die anderen dunklen Stunden erinnern, während denen das Fieber ihn wach hielt und das Donnern der Züge in seinem Kopf schmerzte, weil es darin Widerhall fand; und die Ohren hörten das Kommen der Züge, das Klappern der Räder, das laute Vorbeiraseln, das Leiserwerden endlich – quälend war dann die plötzliche Stille, wenn die Wagen im Bahnhof stillstanden; vorher kreischen noch die Bremsen, nachdem die Räder über die Zwischenräume zwischen den Schienenstücken gejuckt waren – doch während das Fieber im Kopfe klopfte, sangen auch die Räder, und man wußte nicht, sangen sie ein Lied oder erzählten sie eine Geschichte in unverständlichem Sprache...

85 Von Anbeginn an haßte der Kommissär der Berner Stadtpolizei diese neue Wohnung, die er hatte beziehen müssen; denn das Haus, in dem er so viele Jahre lang gewohnt hatte, war ihm lieb geworden; doch jetzt sollte es abgerissen werden, weil die Stadt es wegen seines Alters nicht mehr brauchen konnte. Und er mußte sich zusammennehmen, um seiner Frau nicht wüst zu sagen, daß sie diese Wohnung gemietet hatte, die von den fünf Schienensträngen nur durch eine Straße getrennt wurde, auf denen man bei Nacht und bei Tage den Lärm der einfahrenden, der ausfahrenden Züge hörte. Träume wachen auf, und in ihnen sah man die Orte, von denen die Züge kamen und zu denen sie liefen. Träume von südlichen Meeren, von Bergen und Ebenen, nordischen Inseln und englischen Kohlengruben, von der Stadt Neapel und dem Suezkanal – ferne und immer fernere Bilder ließen diese Träume aufwachsen, quälten den fiebernden Körper mit Hitze und mit Kälte... Zwei Dinge aber machten die Wohnung noch verhaßter:

100 Da war zuerst die Tapete des Zimmers; irgendein Techniker hatte an eine Rosenpergola gedacht, und man sah ihre schön dargestellten Drähte, an denen Rosenblätter und Ranken und Blumen und Knospen hingen; die Tapete zwang den Kranken, an den Sommer zu denken, an den Rosengarten und an duftende Blumen.

105 Dann gab es ein Geräusch, das widerlicher war als das Klappern der vorbeifahrenden Züge. Die Mauer hinter dem Kopf Brett des Bettes mußte das Zimmer vom Stiegenhaus trennen. Denn stets – und zwar immer zu denselben Stunden – waren Schritte zu hören. Bald stiegen sie hinauf, bald gingen sie hinunter. Und da man als Kranker im Bett lag und nichts sehen konnte als das Zimmer mit der Blumentapete, grubelte man darüber nach, wer wohl dieser Mann war, dessen Tritte

die Stunden bestimmten. Ein Mann... Ohne Zweifel ein Mann!... Denn Frauenschritte wären leichter gewesen – auch wenn es sich um eine dicke Frau gehandelt hätte –, und außerdem hätte man das Klappern der Absätze zu hören bekommen, der Schritt eines jungen Meischis aber wäre federnd gewesen. Ein Mann also... Wie aber sah wohl der Mann aus?... Seine Sohlen quieschten, entweder waren die Sohlen neu oder der Schuster hatte schlechtes Leder verwendet – warum trug dieser Mann zum Beispiel nicht Gummisohlen? Und dann war noch etwas anderes merkwürdig: die Stunden, in denen man die Schritte hörte. Was hatte der Mann für einen Beruf? Um zehn Uhr morgens ging er langsam die Stufen hinab, um zwölf Uhr mittags kam er wieder. Nachmittags blieb er daheim. Jedoch um halb acht Uhr knarnten die Sohlen wieder auf den Stufen, wenn die Schritte bergab glitten. Und um Mitternacht, spätestens um halb eins, kamen sie wieder die Treppe empor, hielten aber nicht an, droben im dritten Stock, wo jeden Nachmittag ein Gof Klavierübungen machte, sondern stiegen höher... Es war ein dreistöckiges Haus – über dem obersten Stock lagen nur noch die Mansarden. Also... Also mußte der Mann mit den quieschenden Schuhen eine Mansarde bewohnen.

130 ~~Zur Dreizimmerwohnung des Stadtkommissärs gehörte auch eine Mansarde, aber bis jetzt hatte er sich nicht um sie gekümmert. Möbliert war sie wohl – das heißt, seine Frau hatte alte Möbel, Koffer und jenes unbrauchbare Zeug, von dem Frauen sich nur schwer trennen können, in diesem Raum verstaut, und deshalb war er voll. Studer hatte gedacht, später, wenn er wieder gesund sein würde, das Zimmer möbliert zu vermieten. Das wäre kein schlechtes Geschäft gewesen und hätte ein wenig den hohen Preis der Miete verringert. Eine Partei im Haus mußte diesen Plan ausgeführt und eine der Mansarden vermietet haben... An wen? Und welche? Im Parterre befand sich ein Bureau, das sich mit dem Vertrieb von Motorölen beschäftigte. Der Besitzer kam nicht in Frage. Im ersten Stock wohnte ein Universitätsprofessor, der sich eine Magd leisten konnte. Dem Meischi hatte er eine Dachkammer eingeräumt, das war sicher. Doch wer wohnte droben im dritten Stock? Denn nur diese Partei kam in Frage.~~

Nach zehn Tagen litt der Stadtkommissär in den Morgen- und Nachmittagsstunden nicht mehr an hoher Temperatur. Frau Hedwig saß in ihrem Lehnstuhl, wenn sie mit dem Haushalt fertig war, und las. Da fragte ihr Mann sie einmal: «Du, Hedy!» – Und wer im dritten Stock wohnte?